

# Herausforderungen und Ermutigungen für unser Christsein heute

Vortrag von Bischof Dr. Joachim Wanke,  
Katholikentag im Pastoralverbund St. Brigida Schwalm-Eder-Fulda,  
Fritzlar, 21. September 2019

Wir gehen auf eine Zeit zu (im Osten Deutschlands leben wir schon länger in einer solchen), in der in unserer Gesellschaft das Christ-Sein nicht mehr selbstverständlich ist. Die Mehrzahl meiner Mitbürger in Thüringen würde sich als „areligiös“ bezeichnen, zumindest als „Agnostiker“ verstehen. Sie sind dies so selbstverständlich, wie wir durch Elternhaus und Mit-Leben in einer Pfarrgemeinde in das Christsein hineingewachsen sind. Angesichts dieser Situation stellt sich einem nachdenklichen Christen die Frage, warum man eigentlich selbst Christ ist oder gar: ob man es bleiben sollte.

Ich möchte mit Ihnen angesichts dieser Herausforderung drei Aspekte unseres Glaubens näher bedenken – in der Hoffnung, damit das zu bewirken, was die mir vorgegebene Überschrift etwas kühn ankündigt: daraus Ermutigung für unser Christsein zu schöpfen.

- Was sind eigentlich die „Quellen“ meines Glaubens?
- Was kann ihn stützen und kräftigen?
- Was kann uns neue Zuversicht geben, auf die Kraft des Evangeliums Christi auch in heutiger Zeit zu setzen?

## Die Quellen unseres Glaubens

Wichtig bleibt die grundlegende Einsicht, die uns zunächst einmal irritieren könnte. Und zwar in dieser Hinsicht: Die Fähigkeit bzw. den Mut, an Gott, den Vater unseres Herrn Jesus zu glauben und mit ihm zu „rechnen“, ist ein Geschenk des Himmels, ein Geschenk „von oben“. Das betont die Heilige Schrift immer wieder. Paulus beispielsweise schreibt an gerade erst getauften Neuchristen in Thessalonich: Ihr seid von Gott erwählt. Gott ist es, der euch berufen hat (etwa 1 Thess 1,4 u. ö.). An Gott glauben können ist also gemäß christlichem Selbstverständnis ein Geschenk. Das spüren wir verstärkt heute, da vielen Menschen das Fragen nach Gott (scheinbar!) so fern liegt. Der heutige Zeitgenosse ist so intensiv mit sich selbst und dieser Welt beschäftigt, dass für Gott keine Zeit und kein Platz bleiben.

Diese biblische Aussage über den Geschenkcharakter des Glaubens wirft manche Fragen auf, etwa: Warum werde gerade ich beschenkt - und nicht andere? Warum erwählt Gott nicht Menschen, die viel „heiliger“ sind als ich? Oder: Ist es nicht überhaupt ungerecht, dass Gott andere nicht „erwählt“ bzw. ihnen (scheinbar!) den Glauben nicht ermöglicht?

Grundsätzlich gilt, was auch die Bibel weiß: Jeder Mensch, wirklich jeder, ist von Gott her mit Namen gerufen. Jedem gilt die Einladung: Komm, lass dich auf einen Weg mit mir, deinem Schöpfer und Herrn ein. Aber warum antworten auf diesen Anruf von oben nicht alle? Zumindest nicht ausdrücklich und mit ganzem Herzen? Darauf ist schwierig zu antworten.

Wie dem auch sein: Es die Grundüberzeugung der Kirche von Anfang an: Den ersten Anstoß zu einem Glaubensweg haben nicht wir gegeben. Der kam von oben, von Gott. Seither wissen wir und vertrauen wir darauf: Wir sind geliebt – und können eigentlich nicht sagen warum! Wir können es nur erahnen: weil Gott es so will, unverständlicher, ja törichter Weise (wenn man die ganze Heilsgeschichte, also Gottes Bemühen um eine störrische, undankbare, immer wieder ihn vergessende Menschheit bedenkt). Ich gebrauche einmal diesen Vergleich: Manche Mütter lieben bekanntlich gerade das „schwierige“ Kind besonders! So gilt, was wir immer wieder im Kanon der Hl. Messe beten: „Wir danken dir, dass du (!) uns berufen hast, vor dir zu stehen und dir zu dienen.“

Rein menschlich gesehen hat natürlich der Gottesglaube auch irdische Quellen. Für die meisten von uns wird das eine christlich-katholische Familie sein. Es wird sein ein Mitfeiern des Kirchenjahres mit allem, was dazugehört, meist auch in einer Pfarrgemeinde. Und dazu gehört auch ein bestimmtes regionales Kolorit des Christ-Seins, etwa bei mir meine Herkunft aus Schlesien.

Der Glaube speist sich ferner aus Begegnung mit Menschen, die mir als Glaubenszeugen wichtig geworden sind oder dies immer noch sind: Priester aus der Kindheit und Jugendzeit, Lehrer oder Erzieher, die sich als Christen bekannten (bei mir z.B. eine tapfere katholische Lehrerin an der sozialistischen Oberschule) oder auch große Heiligengestalten, deren Biographien mich beeindruckten, oder begnadete geistliche Schriftsteller (etwa Romano Guardini) oder einfach auch Freunde, Kollegen, Nachbarn, deren Wahrhaftigkeit und Geradlinigkeit als Christen mich überzeugen. Jeder könnte da sicher im Blick auf seine eigene Biografie Beispiele nennen. Der Glaube entzündet sich an Mitglaubenden. Er lebt vom Glaubenszeugnis anderer. Und es ist sicher auch so, dass durch unser Christ-Sein auch andere Stützung und religiösen Halt erfahren. (Die Biografien von Menschen, die heute als Erwachsene nach der Taufe fragen, zeigen das.)

Und schließlich hat mein persönlicher Glaube in meinen je eigenen Lebenserfahrungen seine Quellen. Ich habe mit Gott Erfahrungen gemacht ähnlich wie in einer Freundschaft, die allmählich und Schritt für Schritt gewachsen und immer tiefer geworden ist. Oder: Ich hatte die Chance und Gelegenheit, über den Glauben nachzudenken und zu erkennen, dass christlicher Glaube und menschliches Wissen kein absoluter Gegensatz ist, sondern je auf eigene Weise sich ergänzen und gegenseitig stützen. Bei mir waren da in jungen Jahren die Auseinandersetzungen in der DDR-Zeit mit der kommunistischen Ideologie eine gewisse Hilfe. Diese Ideologie hatte ja Gott als eine menschliche „Einbildung“ erklärt.

Wichtig für die Stabilität des eigenen Glaubens sind auch (!) Stunden der Anfechtung, des Zweifels und tiefer Verunsicherung im eigenen Gottvertrauen: „Stimmt das eigentlich alles, was uns das Credo der Kirche sagt?“ Und schließlich: Gott schenkt uns immer wieder – dem Einzelnen und uns gemeinsam – Stunden der Tröstung, Erfahrungen seiner Nähe und offensichtlichen Führung, ja, des inneren und äußeren Gehalten-Werdens. Das sind kostbare Erfahrungen, etwa unverhoffte Hilfe in einer Notsituation, eines Beschenkt-Werdens durch gute Menschen an meiner Seite – oder auch jüngst: die Erfahrung der friedlichen Revolution in Ostdeutschland, in der ein mächtig aufgeblasener kirchenfeindlicher Ideologiestaat beinahe lautlos in sich zusammenbrach. Für mich: immer noch ein „Wunder“!

Mein und unser Gottesglauben hat also viele Quellen: zunächst *die* Quelle schlechthin, nämlich Gottes Erbarmen, sein Anruf, seine unbegreifliche Liebe; aber eben auch *menschliche* Quellen, die immer wieder neu – wie einen Wanderer auf einem Weg – den Glauben innerlich überzeugend („evident“) machen. Nur: Das ist nicht „an-zu-demonstrieren“! Denn der Gottesglaube ist nicht zunächst „Lehre“, geschweige denn eine Ideologie, zu der man verführt werden könnte. (Das kann er werden – wenn er pervertiert und dann als Mittel benutzt wird, Menschen zu manipulieren. Stichwort: Religiöser Fundamentalismus!).

Zudem gilt: Andere Christen können mir helfen, den Sprung eines gläubigen Vertrauens auf den Himmel zu wagen. Das ist wie beim Schwimmen-Lernen: Die sich schon im tiefen Wasser tummeln, winken denen, die sich nicht ins Tiefe trauen, aufmunternd zu. „Komm, trau dich – das Wasser trägt wirklich!“ Oder ein anderes Bild: Gläubige Christen können im Blick auf andere so etwas wie Hebammendienste leisten. Zwar ist es Gott, der das neue, österliche Leben schenkt. Wir können aber als einzelne (etwa als Eltern, Paten, Freunde...) und als kirchliche Gemeinschaft helfen, dass dem in Christus Neugeborenen (ob einem kleinen Kind oder einem Erwachsenen) ein freundliches Willkommen gesagt wird. Mehr können wir nicht – aber das ist schon viel! Und entscheidend wichtig!

– Nun zu meinem 2. Punkt, zur Frage: Was hilft meinem persönlichen, aktuellen Glaubensleben, lebendig zu bleiben, kräftig und für andere überzeugend? Oder im Bildwort Jesu: was kann den Glauben, meine Nachfolge Christi „salzig“ erhalten bzw. neu „salzig“ machen (vgl. Mk 9,50)?

### **Was meinen Glauben lebendig hält**

Einige Aspekte aus dem bisher Gesagten gehören natürlich auch in diesen Abschnitt. Denn: Auf Quellen bleibt ein Fluss *immer* angewiesen. So auch der religiöse Fluss unseres Lebens auf das Nachströmen des Glaubens aus seinen Quellgebieten. Es gibt aber freilich an einem Fluss, der breiter und „behäbiger“ wird, auch manche notwendigen fluss-

pflegerische Maßnahmen: Böschungen sind zu stützen, Ufer sind zu säubern, Dämme und Schutzwehren sind zu bauen und anderes mehr.

Ohne Bild gesprochen: Der Glaube braucht Pflege, Nahrung und Schutz. Er kann u.U. verkümmern – und daran wäre durchaus nicht Gott schuld! Der Glaube kann verdunsten – und das läge nicht nur an der atheistischen Umwelt. Sondern das wäre auch meine eigene, ganz persönliche Nachlässigkeit.

Ich gehe einfach einmal von eigenen Erfahrungen aus: Ich erinnere mich an meine kritischen Jugendjahre: Ohne die geduldige Mahnung und vor allem die treue Praxis meiner Mutter bezüglich Beten und Sonntagsmesse hätte ich diese Pubertätsjahre religiös wohl nicht überstanden! Der Glaube braucht Hilfen und Vorbilder, er braucht vor allem Praxis: Den durchhaltenden Kirchgang nenne ich an erster Stelle.

Es ist nahezu eine Grunderfahrung der Diaspora: Wer nachlässig im Kirchgang wird oder ihn gar auf Dauer weglässt, gefährdet seine Gottesverbindung, verliert den Ewigkeitshorizont, gewährt sich letztlich auch an anderen Stellen „geistliche Marscherleichterungen“ und sieht am Ende die religiöse Praxis nur als Last, von der man sich dann irgendwann ganz befreit. Wer jemanden, dem er in Freundschaft verbunden bleiben will, nicht immer neu „sucht“, wenn er ihm nicht ab und zu in die Augen schaut, mit ihm „kommuniziert“, setzt diese Freundschaft aufs Spiel. – Es gibt durchaus ehrenhafte Entschuldigungen für den Gottesdienstbesuch. Ich habe sogar Verständnis dafür, wenn einer anderswo als konkret vor Ort eine eucharistische Beheimatung sucht – aber wenn er gar nicht sucht oder andere, zweifelhafte (etwa esoterischen) „Quellen“ anzapft, bleibt er im besten Fall irgendwie religiös, aber kein Christ mehr. Mit Christus, in Ihm und durch ihn in Gemeinschaft mit der Kirche der Apostel und Heiligen dem Vater im Himmel Dank zu sagen (und das ist ja die innerste Mitte der Hl. Messe) – ohne diese Praxis verdunstet, „zerbröselt“ christlicher Glaube und ist irgendwann dann ganz verschwunden.

Und manch anderes gehört natürlich auch zu einer solchen Glaubenspraxis – aber eben auch nach Zeit und Situation, nach Möglichkeiten und persönlichen Begabungen, auch nach Lebensstand und Alter je unterschiedlich und vielfarbig, wie die Frömmigkeitsgeschichte durch die Jahrhunderte hindurch zeigt. Wichtig: eine persönlich eingefärbte Gebetspraxis etwa. Für mich sind der Tagesbeginn und das Tagesende Knotenpunkte meines Geistlichen Lebens. Es braucht einen festen Rhythmus beim Beten, einen festen Gebetsschatz – aber auch (und wenn auch nur anfangshaft) das Herzensgebet, das nichts anders sagt als: „Ich bin da – Gott, dir gehöre ich – dir bin ich wichtig, ja „heilig“ – du hast Großes mit mir vor...!“ Es braucht ferner das geistliche (!) Lesen biblischer Texte (oder guter anerkannter geistlicher Schriftsteller. Es braucht die „Wüstenzeiten“, die ich mir (übrigens auch als Seelsorger) sorgfältig im Kalender sichern muss, also Zeiten, in denen Einkehr möglich wird und Abkehr von jeder ablenkenden Geschäftigkeit.

Eine kleine Episode mag verdeutlichen, was ich meine.

Ich erlebte einmal in einem großen Bekleidungskaufhaus, wie in der benachbarten Damenabteilung eine Frau ein Kleid für sich aussuchte – und auf einmal damit verschwand. Aber keine Sorge: Sie hatte keine bösen Absichten. Sie ging mit dem ausgewählten Stück nur aus dem Neon-Kunstlicht des Kaufhauses vor die Außentür und hielt es in das helle Tageslicht. Die Verkäuferin hatte dafür durchaus Verständnis! Denn das ist eine uns nicht fremde Erfahrung: Im Tageslicht wirkt manches anders als im Kunstlicht eines Warenhauses. Ich dachte mir im Stillen: So müssten wir Christenmenschen es machen: Uns (zumindest ab und zu) dem Licht des Evangeliums aussetzen, dem Licht „von oben“ – um dann zu schauen, ob die „Farben“ und der ganze „Zuschnitt“ unseres existentiellen „Outfits“ uns wirklich stehen! „Was kleidet mich, wenn Gott mich anschaut?“ Also: Sich von Gott her „beleuchten“ lassen!

Bedenken wir: Gott ist nicht hilflos. Er findet selbst Wege und Brücken in menschliche Biografien hinein. Aber er will Herzen und Biografien nicht gewaltsam öffnen – er möchte eingeladen sein. Das braucht von unserer Seite Geduld, Fantasie und Ausdauer in einem geistlichen Leben, das gleichsam feste Haltegriffe im täglichen Einerlei haben muss. Das fängt mit der brennenden Kerze beim persönlichen Beten an und hört auf mit einem Stoßgebet, das gleichsam vor alltäglichen, scheinbar gottfernen Beschäftigungen ein positives Plus-Zeichen setzt. Vorzeichen verändern bekanntlich dem mathematischen Wert eine Klammer.

Nochmals: Hier kann jeder nach seinen Möglichkeiten das tun, was ihm hilft, Gott im Blick zu behalten. Beim Hören auf Wort Gottes und der sakramentalen Praxis fängt es an – und es hört auf, wenn wir vor der entscheidenden Operation versuchen, über unseren Leib noch einmal ein Kreuz zu schlagen.

Nicht vergessen möchte ich diese andere wichtige Grundsäule christlicher Glaubenspraxis: Das konkrete Tun und Aushalten einer selbstlosen Zuwendung zum anderen. Wir kommen gleich noch darauf zu sprechen. Die großen Heiligen der Nächstenliebe haben uns dies gelehrt: Die Zuwendung zum Nächsten ist Gottesberührung. Ja, sie ist Gottesdienst! Das wusste Elisabeth. Das wusste der hl. Vinzenz, der seinen Schwestern ans Herz legte, den anstehenden Krankendienst notfalls dem Messbesuch vorzuziehen. Und das sollte jeder wissen, der beruflich oder familiäre oder ehrenamtlich im Dienst an Kranken und sonst wie Hilfebedürftigen tätig ist. Im konkreten Tun der Liebe zeigt sich am ehesten, dass unser Glaube keine Ideologie ist, sondern Kraftquelle für ein Leben, das nicht nur in der Gesellschaft, sondern vom Himmel her Anerkennung findet. Und diese ist wichtiger als eine ehrenvolle Erwähnung im Nachruf!

Damit komme ich schon zu meinem 3. Punkt:

Was könnte uns gemeinsam als Kirch- und Pfarrgemeinden, als Verbandsgruppen oder Geistliche Gemeinschaften helfen, mit neuer Zuversicht „das Evangelium Christi auf den Leuchter zu stellen“, auch und gerade heute?

Oder anders gesagt: Wie kommen wir aus der Haltung einer oft wehleidigen innerkirchlichen Selbstbespiegelung heraus, die mit dem nahen Untergang der Kirche rechnet und entsprechende Katastrophenszenarien zeichnet? Oder noch anders gesagt: Wie können wir drohenden Spaltungen in unserer Kirche in Deutschland begegnen: die Reformer gegen die „Traditionsbewahrer“, die „Liberalen“ gegen die „Frommen“, die Kirchenleitungen gegen die sog. „Basis“?

Meine Antwort: Reformschritte in der Kirche (wie es sie auch früher gab) sind sicher auch heute notwendig. Darum muss gemeinsam gerungen werden – regionalkirchlich und weltkirchlich. Aber wichtiger noch ist ein grundlegender Perspektivwechsel bei uns Christen selbst: Wir müssen lernen, mehr auf die Menschen neben uns zu schauen als auf die Sicherung unseres eigenen überkommenden (kirchlichen) Besitzstandes. Es gilt, in einer sich wandelnden gesellschaftlichen Wetterlage gleichsam die Segel unseres (kirchlichen) Bootes neu zu setzen. Aber wir brauchen in der Tat Kirche nicht neu zu erfinden.

Es gibt derzeit viele, die ängstlich auf die kleiner werdenden Zahlen der Kirchenmitglieder schauen. Was ich als Seelsorger in Thüringen gelernt habe: Auch gesellschaftliche Minderheiten haben die Chance, innerhalb der Gesellschaft etwas zu bewirken. Das gilt nicht nur für die „Sternstunde“ unserer jüngeren Geschichte, in der sich bei den revolutionären Ereignissen um 1989/90 z.B. der Ruf „Keine Gewalt!“ durchsetzen konnte – und der ging ja besonders von Christen aus. Es gibt durchaus auch in unserer östlichen Gesellschaft Anknüpfungspunkte für das „Evangelium Christi“.

Ich nenne beispielsweise das zunehmende Interesse vieler Zeitgenossen, die baulichen Zeugnisse einer weithin christlichen geprägten lokalen „Erinnerungskultur“ zu pflegen. Oft wird beispielsweise die Rettung maroder Dorfkirchen auch von jenen ideell und finanziell unterstützt, die kaum von ihnen das Jahr über Gebrauch machen. Oder: Man interessiert sich durchaus für den Beitrag des christlichen Glaubens für die „Bildungskultur“ der Region, etwa für den „fünften Evangelisten“ Johann Sebastian Bach oder den evangelischen Reformpädagogen Friedrich Fröbel, den Erfinder der Kindergärten. Die Heiligenstädter Palmsonntagsprozession, einst von den Jesuiten im 17. Jhd. erfunden, hat jüngst höchst offiziell die Anerkennung als „UNESCO Weltkulturerbe“ erhalten!

Es gibt bei manchen Zeitgenossen auch ganz persönliches Interesse, das kulturell fremd gewordene christliche Erbe näher kennenzulernen. Die kirchliche Bildungsarbeit erreicht durchaus auch kirchenfremde bzw. areligiöse Menschen. Solche und andere Anstöße führen auch einzelne dazu, für sich persönlich nach der Taufe zu fragen. Und selbst in ihrer derzeit meist angstmachenden Präsenz des Islam mitten unter uns, zeigt sich die Bedeutung von Religion. Denn eine wirkliche Absicherung einer humanen Zukunft für die Welt insgesamt kann wohl nur gelingen, wenn dabei die Religionen mit im Boot sind. Also: Anknüpfungspunkte für die christliche Verkündigung und Lebenspraxis und den Erweis ihrer Bedeutsamkeit gibt es auch heute, oft mehr als wir denken.

Doch wichtiger scheint mir, dass *wir selbst* angesichts der vielfältigen kulturellen Veränderungen als Christen und Kirche „lernbereiter“ werden, auch hinsichtlich eines Dialogs

über Kirchengrenzen hinweg. Was der christlichen Botschaft derzeit entgegenkommt, ist, so meine ich, das Ende einer sich abzeichnenden gesellschaftlichen „Satttheit“. Eine neue Nachdenklichkeit kehrt ein, die fragt: Wie kann und wird es mit uns weitergehen? Der Tradierungsabbruch trifft ja nicht nur die Kirche(n). Auch andere gesellschaftliche Institutionen, einschließlich der Ehen und Familien, sind im Umbruch. Gerade wohl auch deshalb hört man immer öfters solche Fragen: Was hält eigentlich die Gesellschaft zusammen? Wie ist angesichts der auseinanderdriftenden Tendenzen überhaupt ein gesellschaftlicher Konsens, der eine gemeinsame Zukunft sichert, noch möglich?

Vermutlich stehen wir vor einer neuen gesellschaftlichen Diskussion, in der der Beitrag des christlichen Glaubens durchaus auch Aufmerksamkeit finden wird, wenn er sich denn verständlich und argumentativ präsentiert und sich einer offenen, auch kontroversen Diskussion stellt. - Meine Überlegungen im Blick auf kirchliche Lernschritte mache ich an drei Stichworten fest (diese könnten in Ihren heutigen Gesprächen eine Rolle spielen):

### 1. Konzentrieren

Es gilt heute bei allem kirchlichen Agieren neu und vertieft vom eigenen christlichen Selbstverständnis auszugehen. Die Leitfrage dabei sollte sein: Was macht eigentlich die Mitte unseres Glaubens aus? Spüren Außenstehende, dass Kirche etwas anderes ist und in ihrem Handeln anzielt als beispielsweise ein DAX-Konzern?

Eine Anekdote aus dem Theatermilieu erzählt: Ein berühmter Schauspieler sei eines Abends leicht alkoholisiert auf die Bühne gestolpert und habe nicht in seine Rolle hineingefunden. Die Souffleuse habe ihm verzweifelt und wiederholt einzelne Stichworte zugeflüstert, aber es habe nicht geklappt – bis der Schauspieler ihr schließlich entnervt zugerufen habe: „Bitte keine Einzelheiten! Welches Stück?“

Ja: Um welches „Stück“ geht es eigentlich beim Christ-Sein, beim Tun und Lassen der Kirche? Mir hilft beim Nachdenken manchmal die Frage: Was kann den Kirchen von niemandem in der derzeitigen Gesellschaft abgenommen werden? Von Parteien und Gewerkschaften, von staatlichem Handeln oder dem von Verbänden oder sonstigen Interessengruppen. Was würde einer Gesellschaft fehlen, in der es keine Kirchen, keine Religion geben würde? Etwa: Gottesdienst feiern, das Kirchenjahr mit seinen Festen und Bräuchen; Sterbende nicht nur begleiten, sondern in einem tiefen Sinn zu „trösten“ und zu befähigen, sich selbst in eine größere Wirklichkeit hinein, die wir Gott nennen, loszulassen u.a. mehr.

Kirchlich-religiöse Aktivitäten sollten wirklich mit dem „Kern“ des Christentums (dem „Evangelium“) in Berührung bringen. Das geschieht natürlich auch durch engagierten sozialen Einsatz, besonders für Randgruppen und Benachteiligte. Ich verweise z.B. auf die Akzeptanz von Gottesdiensten nach Großkatastrophen bzw. Terrorakten hin. Auch die Militärseelsorge wird trotz der Tatsache, dass die meisten Soldaten keine Christen sind,

durchaus akzeptiert. Hier öffnen sich Zugänge zu dem, was die innerste Mitte der christlichen Grundbotschaft sein will: Bestärkung in einer Hoffnung, die über den Tod hinausgeht.

Es ist nicht so einfach herauszufinden, dieses Proprium des Christlich-Religiösen sichtbar zu machen. Das kann sicher auf unterschiedlichste Weise geschehen, mit Worten und durch Taten, direkt und indirekt, mehr im Modus der Anknüpfung, manchmal aber auch im Modus des Widerspruchs und der Warnung.

Für mich gilt als ein Kriterium: Löst kirchliche Präsenz etwas aus in Richtung der Kontaktnahme mit der Botschaft des Evangelium Christi? Eröffnet sie einen „Weg“, der zum Nachdenken, zur Selbstbesinnung, ja zur Lebensumkehr einlädt? Erweitert die Berührung mit christlichem Glauben und christlicher Lebenspraxis den Lebens- und Welthorizont der Mitmenschen, mehr noch: bereichert er ihn? Prüfen wir uns doch einmal selbst auf solche Fragen hin, womit wir uns in unserem gemeindlichen „Alltagsbetrieb“ hauptsächlich beschäftigen. - Mein zweites Stichwort:

## 2. Profilieren

Kirchliche Präsenz in der Gesellschaft sollte profiliert sein. Kirche darf sich weder anbieten noch anpassen, aber sie darf sich auch nicht verstecken. (Bei der Feier des 500. Reformationsjubiläums wurde die Schwierigkeit einer solchen Gratwanderung zwischen Verkündigung und „Anbiederung“ sichtbar.)

In den östlichen Bundesländern müssen wir nüchtern mit einer großen Fremdheit der Menschen allem Kirchlichen gegenüber rechnen. Das ist anders als in der „Altbundesrepublik“. Bei uns ist die Angst vieler Leute groß, „vereinnahmt“ zu werden. Die Wege der Menschen zu Religion und Kirche sind länger und das Terrain steiniger als anderswo. Aber einen Vorteil haben Christen vielleicht im Osten: Es gibt hier vermutlich weniger kirchlich „hausgemachte“ Vorurteile und Missverständnisse (wobei natürlich die Fälle sexuellen Missbrauchs im kirchlichen Umfeld auch im Osten eine schwere Hypothek sind). Dennoch gilt: Die Menschen sind, was ihre eigene Biografie betrifft, im Normalfall unbelasteter von negativen Erfahrungen, etwa einer Seelsorge, die von einem düsteren, bedrohlichen Gottesbild geprägt ist.

Ein weiterer Vorteil: Es gibt weniger kirchlichen „Apparat“ als in den Bistümern West. Menschen wollen heutzutage „Gesichter“ sehen. Sie wollen nicht auf Institutionen verwiesen werden oder Werbezettel in die Hand gedrückt bekommen. Jedes „Ansprechen“ von Menschen geht nur über den Weg persönlicher Begegnung, gleichsam von Nachbar zu Nachbarn, unter Freunden oder Arbeitskollegen. Manche Gespräche an Küchentischen sind wichtiger als Bischofspredigten! Die zentrale Motivation bei diesem „missionarischen Zeugnis“ sollte sein: den Menschen einen neuen Verständnishorizont für ihr Leben und den Sinn des Daseins zu eröffnen.



Vaclav Havel hat ein solches existentielles Umdenken und „Neubuchstabieren“ des eigenen Lebens vor der „samtenen“ Revolution in Prag in einem bis heute lesenswerten Buch dargestellt: „Versuch in der Wahrheit zu leben“. Er hat in dem Buch kein einziges religiöses Wort benutzt! Aber sein Anliegen ist vergleichbar dem, was in einem noch weiteren Horizont die christliche Verkündigung anzielt: Existenzwende als die einzig angemessene Reaktion angesichts der österlichen „Wende“, die Gott herbeigeführt hat.

Der Kirche darf es hierzulande nicht vordergründig um „Mitgliederwerbung“ gehen. Es geht um den Zweifel, vielleicht doch Entscheidendes nicht zu wissen. Es geht um Horizonterweiterung, um „gewendetes Denken“, um „Beleuchtung des Vorfindlichen mit einem Licht von oben“, das alles in seiner Wertigkeit verändert, auch mich selbst und meine Beziehungen zum anderen neben mir. Ist es tatsächlich so, dass der religiöse Mensch „mehr sieht“ als andere – und dabei nicht einer Selbstprojektion seiner Sehnsüchte an einen imaginären Himmel verfällt (wie Freud, Nietzsche und auch der Marxismus meinten)? Solche Überlegungen können helfen, eine gewisse „Absichtslosigkeit“ in der Begegnung mit nichtreligiösen Zeitgenossen durchzuhalten. Christen stehen nicht unter missionarischem „Erfolgsdruck“. Die eigentliche Bekehrung bewirkt – fromm gesprochen – ohnehin der Geist Gottes. Christen sind höchstens „Zuarbeiter“! Jesus sagt: Erntehelfer. Sie leisten (wie wir eingangs schon betrachtet hatten „Hebammendienste“ für das andere, von Himmel her gezeugte „österliche“ Leben. – Schließlich mein letzter Hinweis, bei dem Sie als Gemeindemitglieder, aber auch einfach als sozial engagierte Menschen viel kompetenter sind als ich: Es gilt darum als Einzelne und gemeinsam Menschen in unserem Alltagsumfeld bei der Bewältigung ihrer Lebensnöte zu

### 3. Begleiten

In diesem Stichwort klingt für mich die Art der Seelsorge mit, die Gott selbst am Menschen betreibt. Er „begleitet“ seine Geschöpfe - helfend, mahnend, warnend, manchmal diese auch Blindheit und Trägheit aufschreckend, aber niemals auf Dauer verurteilend.

Die Chance kirchlich-pastoralen Wirkens besteht heute darin, in der zunehmenden Vereinzelung der Menschen Beziehungsnetze zu knüpfen. Ich gebe zu: Wir Kirchenleute erfahren in diesem Bemühen auch Ablehnung, wir begegnen Vorbehalten und Misstrauen. Doch sehe ich auch, dass es in unserer Leistungsgesellschaft, vielleicht gerade wegen ihrer oft unerbittlichen Härte und „Stressigkeit“ eine tiefe Sehnsucht nach menschlicher Nähe und Annahme gibt.

Es gehört zu den schönsten Erfahrungen im Leben eines Priesters, wenn er bei einem Hausbesuch gesagt bekommt: „Das ist aber schön, Herr Pfarrer, dass die Kirche (!) einmal nach mir schaut!“ Das kann übrigens auch passieren, wenn die Vorsitzende des Pfarrgemeinderates einen solchen Besuch macht!

Wenn es irgendwie gelingt, das erste Misstrauen gegenüber Kirche zu zerstreuen, wirkliche absichtslose Nähe zum anderen glaubhaft zu machen, dann öffnen sich oftmals sehr bald die Herzen. (Ich habe Ihnen heute als Anregung für „vertrauensbildende Kontakte“

mit kirchenfernen Zeitgenossen sieben (etwas ungewohnt verfremdete) Werke der Barmherzigkeit für heutige Verhältnisse mitgebracht. Diese hatten wir vor einigen Jahren in Thüringen zusammengestellt. Sie haben ein erstaunlich gutes Echo gefunden (vgl. gesondertes „Handout“).

Diese meine seelsorgliche Grundeinstellung wollte ich Ihnen heute vermitteln: Eine Minderheitensituation ist für die Kirche keine grundsätzliche Infragestellung. Im Gegenteil: Es ist gut, auch für die Kirche und ihr Leben, dass die derzeitige Pluralität von weltanschaulichen Überzeugungen und Lebensstilen unseren Glauben auf den Prüfstand stellt. Das ist nicht immer einfach auszuhalten. Aber das stärkt die Gaben der „Unterscheidung der Geister“ und macht wohl auch lernbereiter und „beweglicher“.

Freiheit ist immer besser als Zwang, auch der sublimen Druck, mit dem etwa das alte kommunistische System früher half, unsere christlichen Gemeinden im „Schulterschluss“ zusammenzuhalten. Christen im Osten leben jetzt religiös „ehrlicher“. Die Christen müssen sich auf ihre „Substanz“ besinnen. Auf „das Salz des Evangeliums“. Gleiches gilt für die Christen hierzulande, gerade wenn immer mehr Traditionen abbrechen und gemeinsame Überzeugungen in der Gesellschaft zerbröseln. Ich denke manchmal insgeheim: Wenn Gott das alles zulässt – ob er damit uns Getaufte und Gefirmte meint, ob er uns aufmuntern will? Er handelt ja bekanntlich manchmal so merkwürdig.

## **Sieben Werke der Barmherzigkeit für Thüringen heute**

Als Anregung möchte ich Sie auf die von uns im Bistum anlässlich eines großen Elisabeth-Gedenkjahres 2007 formulierten „Sieben Werke der Barmherzigkeit für Thüringen heute“ aufmerksam machen.

Sie sind m.E. eine Hilfe, aus unserer oft so engen und selbstbezogenen kirchlichen Binnensicht auszubrechen und auf die Menschen um uns herum zu schauen. Ich bin gewiss: Das verändert uns – und den „Stil“ unseres Christ- und Gemeindeseins. Er wird so „evangeliumsgemäßer“! Und das allein ist auf Dauer überzeugend.

Barmherzigkeit hat in den unterschiedlichen Zeiten immer auch unterschiedliche Ausprägungen gehabt.

In einer Welt ohne Bestattungsinstitute war es ein Werk der Barmherzigkeit, Tote zu begraben. Aus einem Werk der Barmherzigkeit wurde später dann eine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit. Inzwischen – angesichts der hohen Kosten einer Beerdigung – ist es schon wieder ein Werk der Barmherzigkeit, auch Hartz-IV-Empfängern ein würdiges und erschwingliches Begräbnis zu ermöglichen.

Ohne Zweifel bleiben die bekannten „Sieben leiblichen und geistlichen Werke der Barmherzigkeit“ zeitlos in Geltung: etwa Hungrige speisen, Durstige tränken, Fremde beherbergen, Tote bestatten, oder die sieben geistigen Werke der Barmherzigkeit wie belehren, raten, trösten und zurecht weisen. Wie könnte Barmherzigkeit heute aussehen, in einer Gesellschaft, in der soziale Grundabsicherung weithin vom Staat garantiert wird? Barmherzigkeit heute kann z.B. bedeuten:

### **1. Einem Menschen sagen: Du gehörst dazu.**

Was unsere Gesellschaft oft kalt und unbarmherzig macht, ist die Tatsache, dass in ihr Menschen an den Rand geschoben, ja vergessen werden: Arbeitslose, Ungeborene, psychisch Kranke, Asylsuchende, Andersgläubige usw. Das positive Signal, auf welche Weise auch immer ausgesendet: „Du bist kein Außenseiter!“ „Du gehörst zu uns!“ – z. B. auch als „nicht praktizierender Getaufte“ zu unserer Pfarrgemeinde – wäre ist ein sehr aktuelles Werk der Barmherzigkeit.

### **2. Ich höre dir zu.**

Eine oft geäußerte Bitte lautet: „Hab doch einmal etwas Zeit für mich!“; „Ich bin so allein!“; „Niemand hört mir zu!“ Die Hektik des modernen Lebens, die Ökonomisierung von Pflege und Sozialleistungen zwingt zu möglichst effektivem, freilich auch zeitsparendem Handeln. Es fehlt – oft gegen den Willen der Hilfeleistenden – die Zeit, einem anderen einfach einmal zuzuhören. Zeit haben, zuhören können - paradoxerweise „Werke“, gerade im Zeitalter technisch perfekter, hochmoderner Kommunikation so dringlich wie nie zuvor!

### **3. Ich rede gut über dich.**

Jeder hat das schon selbst erfahren: In einem Gespräch, einer Sitzung, einer Besprechung – da gibt es Leute, die zunächst einmal das Gute und Positive am anderen, an einem Sachverhalt, an einer Herausforderung sehen. Natürlich: Man muss auch ggf. den Finger auf Wunden legen, Kritik üben und Widerstand anmelden. Was heute freilich manchmal fehlt, ist die Hochschätzung des anderen, ein grundsätzliches Wohlwollen für ihn und seine Anliegen und die Achtung seiner Person. Gut über den anderen reden – ob nicht auch Kirchenkritiker manchmal barmherziger sein könnten?

### **4. Ich gehe ein Stück mit dir.**

Vielen ist mit einem guten Rat allein nicht geholfen. Es bedarf in der komplizierten Welt von heute oft einer Anfangshilfe, gleichsam eines Mitgehens der ersten Schritte, bis der andere Mut und Kraft hat, allein weiterzugehen. Das Signal dieses Werkes der Barmherzigkeit lautet: „Du schaffst das! Komm, ich helfe dir beim Anfangen!“ Es geht freilich hier nicht allein um soziale Hilfestellung. Es geht um Menschen, bei denen vielleicht der Wunsch da ist, Gott zu finden. Sie brauchen Menschen, die ihnen Rede und Antwort stehen und die ein Stück eines anfangenden Glaubensweges mit ihnen mitgehen.

### **5. Ich teile mit dir.**

Es wird auch in Zukunft keine vollkommene Gerechtigkeit auf Erden geben. Es braucht Hilfe für jene, die sich selbst nicht helfen können. Das Teilen von Geld und Gaben, von Möglichkeiten und Chancen wird in einer Welt noch so perfekter Fürsorge notwendig bleiben. Ebenso gewinnt die alte Spruchweisheit gerade angesichts wachsender gesellschaftlicher Anonymität neues Gewicht: „Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude!“

### **6. Ich besuche dich.**

Eine vielfach bewährte Erfahrung ist: Den anderen in seinem Zuhause aufsuchen ist besser, als darauf warten, dass er zu mir kommt. Der Besuch schafft Gemeinschaft. Er holt den anderen dort ab, wo er sich sicher und stark fühlt. Die Besuchskultur in unseren Pfarrgemeinden ist sehr kostbar. Lassen wir sie nicht abreißen! Gehen wir auch auf jene zu, die nicht zu uns gehören oder die nur selten im Gottesdienst auftauchen. Sie alle gehören Gott, das sollte uns genügen.

### **7. Ich bete für dich.**

Wer für andere betet, schaut auf sie mit anderen Augen. Er begegnet ihnen anders. Auch Nichtchristen sind dankbar, wenn für sie gebetet wird. Ein Ort in der Stadt, im Dorf, wo regelmäßig und stellvertretend alle Bewohner in die Fürbitte vor Gott eingeschlossen

werden, die Lebenden und die Toten – das ist ein Segen. Als Mutter, als Vater dem Kind die Hand auflegen und ihm sagen: Ich bete für dich! Tun wir es füreinander, gerade dort, wo es Spannungen gibt, wo Beziehungen brüchig werden, wo Worte nichts mehr ausrichten. Gottes Barmherzigkeit ist größer als unsere Ratlosigkeit und Trauer.

---

**Für das Gespräch:**

Woran merken unsere Nachbarn, dass es uns (Christen/Katholiken) gibt?  
Was würde ihnen fehlen, wenn es uns nicht gäbe?

Wie können wir den Menschen den Glauben vorleben und dadurch zum „Salz“ in unserer Umgebung werden?

Welche der „modernen“ Werke der Barmherzigkeit können wir bei uns umsetzen?  
Wie und wodurch kann dies geschehen?

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.